

STUDIEN UND TEXTE ZUR SOZIALGESCHICHTE
DER LITERATUR

Herausgegeben von
Norbert Bachleitner, Christian Begemann, Walter Erhart,
Gangolf Hübinger

Band 123

Christoph Rauen

Pop und Ironie

Popdiskurs und Popliteratur um 1980 und 2000

De Gruyter

Als Dissertation eingereicht an der Ludwig-Maximilians-Universität München

ISBN 978-3-11-023465-7

e-ISBN 978-3-11-023466-4

ISSN 0174-4410

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, Berlin/New York

Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen

∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Inhalt

1. Einleitung.....	1
2. Dreimal ›Ironie‹: ›Entpflichtung‹, Inversion, Relativierung.....	4
3. Normalisierte Abweichung: ›Massenboheme‹ in den 1960er/70er Jahren.....	13
3.1 »Angleichung ohne Gleichheit«.....	13
3.2 Flexibilisierung.....	16
3.3 Jugendliche als Schrittmacher des kulturellen Wandels.....	18
3.4 Selbstbeschreibung: ›Gegenkultur‹.....	22
4. Die »Sprache des Pop« um 1980: Lizenz zur Inhaltslosigkeit.....	34
4.1 ›Gegengegenkultur‹.....	34
4.2 Pop als Ironie.....	40
4.3 Guter schlechter Geschmack.....	48
4.4 ›Machbare‹ Identitäten.....	58
4.5 Selbstkanonisierung: <i>Sexbeat</i>	64
5. Wege in die »Ironiefalle«: Automatisierung und Entpolitisierung.....	71
5.1 ›Kontrollgesellschaft‹.....	71
5.2 Schlechter ›guter schlechter Geschmack‹.....	76
5.3 Verloren in der ›Neuen Mitte‹.....	88
5.4 Grenzen der Machbarkeit.....	109
5.5 »Wege aus der Ironiefalle«?.....	116
6. »Ironic-Hell«. Popliteratur um 2000.....	124
6.1 »Vortäuschen, verstecken, Unsinn erzählen«. Zur Kontinuität des ›Pop-Prinzips‹.....	124
6.2 Pathologisierung und Psychologisierung: <i>Faserland</i>	129
6.3 »Irony is over«? Selbstblockaden und postmoderner Fanatismus.....	140
6.4 <i>Tristesse Royale</i> : Funktionsschwächen der ›postmodernen Lösung‹.....	152
6.5 1979: Schwere Unterscheidungen und »light entertainment«.....	161
6.6 <i>Generation Golf</i> : Die Normalität der Ironie.....	174
6.7 Ironie und Normalisierung.....	182
6.8 Institutionalisierte Pop: Literatur als »License zur Nullposition«.....	198
6.9 Literarisches ›Slumming‹: <i>Davos</i>	209
7. Fazit.....	215
Siglenverzeichnis.....	223
Literaturverzeichnis.....	224
Namensregister.....	238

1. Einleitung

Im Untertitel der aus Gesprächen im Berliner Hotel Adlon hervorgegangenen ›Programmschrift‹ *Tristesse Royale* (1999) bezeichnen sich Christian Kracht, Benjamin von Stuckrad-Barre, Joachim Bessing, Alexander von Schönburg und Eckhart Nickel als »popkulturelles Quintett« und schließen damit in erster Linie an einen journalistischen Popdiskurs an. Nicht die von Leslie Fiedler inaugurierte Popliteratur der 1960er Jahre, in Deutschland prominent durch Rolf Dieter Brinkmann vertreten, ist die entscheidende Referenzgröße der ›Neo-Popliteratur‹, sondern der postmoderne Popbegriff, den Musik- und Zeitgeistmagazine wie *Sounds*, *Spex* und *Tempo* in Reaktion auf die Ausdifferenzierung der Popkultur seit den ausgehenden 70er Jahren prägen.¹

Herausragender Protagonist der von der ›Adlon-Gruppe‹ in Erinnerung gerufenen programmatischen Wende ist der Musikkritiker Dierich Diederichsen. Als Chefredakteur von *Sounds* propagiert er im Anschluss an zeitgenössische popmusikalische Strömungen wie Punk und New Wave in den Jahren 1979 bis 1983 ein emphatisches Popkonzept, das in Opposition zum bislang gültigen Verständnis von Jugend- und Subkultur als Protest gegen die bestehende Gesellschaft steht. Bereits wenige Jahre später historisiert Diederichsen diesen Einschnitt im autobiographischen Essay *Sexbeat* (1985) und bekräftigt damit den Anspruch, der Postmoderne auf dem Feld des Popjournalismus zum Durchbruch verholfen zu haben.

Bei ihrem Rekurs auf das »Pop-Prinzip«² knüpfen die Autoren der 90er Jahre nicht in jedem Fall explizit an die vorangegangene Dekade an. Kracht erweist der journalistischen New Wave 2006 mit einem gleichnamigen Sammelband seine Referenz, während Florian Illies in *Generation Golf* (2000) die 80er Jahre überspringt und Krachts *Faserland* (1995) sowie Stuckrad-Barres *Soloalbum* (1998) zu den traditionsstiftenden Bezugstexten erklärt, obgleich sein Bestseller auffällige thematische und strukturelle Ähnlichkeiten zu *Sexbeat* aufweist.³ Auf diese Einschränkung der historischen Perspektive reagiert Diederichsen 2002 mit

¹ Vgl. Baßler 2003: 123. Zur retrospektiven Konstruktion des ›Phänomens Popliteratur‹ im Rückgriff auf Krachts *Faserland* (1995) siehe Grabienski 2000/1. Für die diskurs-historische Selbstverortung der ›Adlon-Gruppe‹ vgl. TR 162. Hecken 2009 konnte in der vorliegenden Arbeit nicht mehr berücksichtigt werden.

² Philippi/Schmidt 1999. Vgl. auch Amend/Lebert 2000.

³ Dazu Frank 2003: 223.

einer Wiederveröffentlichung des zu diesem Zeitpunkt vergriffenen Generationsporträts *Sexbeat*. Im umfangreichen Vorwort erinnert er an die Frühphase eines Diskurses, der ihm zufolge mittlerweile von den »vorverdauten und vorverarbeiteten« Erlebnissen früherer Generationen zehrt und zum »massenkompatiblen« »Genre« verkommen ist, da seine Einbindung in ein gesellschaftskritisches und emanzipatorisches Projekt aufgegeben wurde (SB X).

Die Forschung hat sich dieser historischen Herleitung der Popliteratur zum Teil angeschlossen. Für Dirk Frank verdankt die Adlon-Runde »der so genannten Punk- und New-Wave-Generation eine bestimmte Grundhaltung« und überträgt die »Frontstellung der Achtziger (Punk und New Wave versus orthodoxe Protestkultur) auf die Neunziger«. ⁴ Die Frage nach Kontinuitäten und Differenzen im Verhältnis der beiden »Popgenerationen« ist bislang jedoch nur skizzenhaft und überdies häufig im Rahmen wertender Vorannahmen über die vermeintlich »affirmative«, ausschließlich an »Style- und Coolness-Regeln« ⁵ orientierte Haltung der jüngeren Popautoren beantwortet worden. Die These vom »reaktionäre[n] Backlash« ⁶ erweist sich nicht zuletzt deshalb als problematisch, da sie einen Gemeinplatz des zu untersuchenden Diskurses darstellt und das Urteil von Diederichsen und anderen weitgehend ungeprüft reproduziert.

Dies gilt besonders für das »Ironie-Programm des Pop«, das Hubert Winkels zufolge »in der deutschen Literatur seinen Beginn bereits in den frühen achtziger Jahren [hatte], mit den Büchern und Anthologien von und mit Peter Glaser, Joachim Lottmann, Diedrich Diederichsen, Thomas Meinecke«. ⁷ Eckhard Schumacher bemängelt an der Aktualisierung dieses Programms in *Tristesse Royale*, dass Ironie immer dann »kontraproduktiv und überflüssig erscheint, wenn sie in eingespielter, einfach abrufbarer Form auf Dauer gestellt, generalisiert, zum Normalfall stilisiert wird«. ⁸ Der Verfall von Pop erscheint aus diesem Blickwinkel als Folge einer Normalisierung und Funktionsverschiebung entsprechender Haltungen und Verfahren seit »dem goldenen Zeitalter der Ironie, den Achtzigern« ⁹.

Merkwürdigerweise betreibt jedoch auch die angegriffene Adlon-Gruppe selbst Ironiekritik, charakterisiert die zeitgenössische Kultur als »Ironic-Hell« (TR 144) und folgt der Devise »Irony is over« ¹⁰. Und auch Diederichsen macht seine Ablehnung der Popliteraten an einem Ironieverständnis fest, das ihm zufolge »auf

⁴ Frank 2003: 225. Schumacher 2002: 203 spricht im Hinblick auf die Popliteratur von einer »signifikant verschobene[n] Neuauflage« des Pop-Programms der 80er Jahre.

⁵ Büsser 2003: 153. Vgl. auch Hinz 2003: 305.

⁶ Schumacher 2002: 206.

⁷ So Winkels (2005: 165) in einer Rezension der bislang umfassendsten Untersuchung popliterarischer Schreibweisen, Moritz Baßlers *Der deutsche Pop-Roman* (2002).

⁸ Schumacher 2003: 39.

⁹ Briegleb 2003.

¹⁰ So der vielzitierte Slogan auf dem Buchrücken von Christian Krachts Anthologie *Mesopotamia* (1999).

einem Normalfall aufrucht, einer deutschen Mittelklasse-Normalität, für die sich keiner mehr schämt¹¹. Der literarische ›Neo-Pop‹ gilt Diederichsen als Musterbeispiel für den Weg in die ›Ironiefalle‹¹², den die kritische Intelligenz seit der ›frühen Postmoderne‹ Ende der 70er Jahre mit der Abwendung von einer linken Gesellschaftsutopie eingeschlagen habe. Im Zuge dieser historischen Herleitung der gegenwärtigen Problemsituation gerät allerdings sein eigenes Frühwerk unter den Verdacht, die spätere Fehlentwicklung vorbereitet zu haben, worauf Diederichsen mit einer teils kritischen, teils apologetischen Revision früherer Positionen antwortet.

Sowohl Diederichsen als auch seine Nachfolger pflegen mithin einen ›Gestus der Abwendung von der Ironie‹¹³. In der Forschung besteht jedoch keineswegs Einigkeit darüber, was unter dem viel zitierten Schlagwort zu verstehen ist. Es liegt nahe, zum Vergleich rhetorische oder, wie von Eckhard Schumacher im Ansatz durchgeführt, frühromantische Ironiekonzeptionen heranzuziehen und auf dieser Basis Strukturen des in Frage stehenden Diskussionszusammenhangs herauszuarbeiten.¹⁴ Die bloße Verwendung des Wortes ›Ironie‹ kann dabei nur bedingt zur Orientierung dienen, weil die musikjournalistische Avantgarde um 1980 im Rahmen ihrer Selbstbeschreibung Ausdrücke wie ›Subversion‹ oder ›Überaffirmation‹ bevorzugt. Nach Kontinuitäten und Brüchen im Verhältnis des älteren Popdiskurses zur Popliteratur ist deswegen auf inhaltlicher und struktureller Ebene zu suchen.

Damit ist der heuristische Rahmen für das Folgende abgesteckt: Anhand der jeweiligen Konzeptualisierung und Funktionalisierung von Ironie soll der Gesellschaftsbezug des Popdiskurses aus diachroner Perspektive untersucht werden. Zu diesem Zweck muss zunächst das Bedeutungsspektrum des Ironiebegriffs in Grundzügen umrissen werden (2). Danach ist der gesellschaftshistorische Kontext pop-programmatischer Positionen der 80er Jahre zu erläutern (3), die im nächsten Schritt anhand repräsentativer Texte von Diederichsen rekonstruiert werden (4). Es folgt eine Darstellung der retrospektiven Neubewertung früherer Standpunkte durch Diederichsen (5), bevor Haupttexte der Adlon-Gruppe im Mittelpunkt stehen (6) und abschließend Bilanz gezogen wird (7).

¹¹ Diederichsen 2000b.

¹² Diederichsen 2000b.

¹³ Schumacher 2003: 19.

¹⁴ Schumacher benennt die Probleme, die sich bei einer solchen Vorgehensweise ergeben, und schickt einschränkend voraus, der ›Versuch, den Kontext von Schlegels Überlegungen mit gegenwärtigen Feuilleton-Debatten [...] in Beziehung zu setzen‹, stoße ›relativ schnell an Grenzen‹ (Schumacher 2003: 18). Wie die vorliegende Arbeit geht auch Schumacher ›weniger‹ von ›konkrete[n] gesellschaftliche[n], philosophische[n], politische[n] oder ästhetische[n] Analogien‹, ›sondern von einer strukturellen Vergleichbarkeit‹ aus, ›die trotz – oder gerade wegen – der Unterschiede zwischen den Diskursen Diskussionsmaterial [...] liefern kann‹ (Schumacher 2003: 19).

2. Dreimal ›Ironie‹: ›Entpflichtung‹, Inversion, Relativierung

Um zu klären, welche Funktionen die Ironiesemantik im Popkontext erfüllt, sind einige begriffliche Erläuterungen nötig. Den methodischen Rahmen bildet dabei die Überlegung, dass jene Semantik auf eine sozialhistorische Problemlage bezogen ist, die Gegenstand des nächsten Kapitels sein wird.¹ Zunächst sind drei paradigmatische Ironiemodelle vorzustellen, denen sich die Pop-Programme zuordnen lassen: Das anthropologisch fundierte Konzept der ›Entpflichtung‹, das rhetorische Inversionsmodell und der frühromantische Ironiebegriff Friedrich Schlegels.

Der evolutionsbiologisch ausgerichteten literaturwissenschaftlichen Forschung zufolge ist die Fähigkeit zur Formulierung ironischer Äußerungen Teil der artspezifischen mentalen Ausstattung des Menschen. Ironie, uneigentliche Rede generell, Fiktionalität und Zitation haben ihren gemeinsamen stammesgeschichtlichen Ursprung in der Sprachentwicklung. Entscheidend ist der Schritt zur sprachlichen Repräsentation aktuell nicht anwesender Gegenstände:

Die ausdifferenzierte Darstellungsfunktion produziert von Anfang an einen ständigen Überschuß an vergegenständlichten Informationen. Sie ermöglicht nicht nur umfangreiche Rede über Nichtanwesendes; mit dem Nichtanwesenden hält sie auch Nichtgültiges parat: Veraltetes, Inaktuelles, Unwahres, und vor allem: Nur unter gewissen Bedingungen Wahres.²

Ist der Verwendungssinn einer Information aufgrund der Ablösung vom Situationskontext nicht mehr automatisch verfügbar, entsteht der Bedarf, ihre Wahrheits- und Relevanzbedingungen anzuzeigen und sie »mit Metainformationen über die Bedingungen ihrer Gültigkeit«³ zu versehen, um so das Risiko einer Falschanwendung zu reduzieren.

Auf diese Weise entsteht ein riesiger Vorrat von bedingt richtigen Informationen. »Es sind die neuen Welten des ›Das könnte wahr sein‹, ›Das ist woanders wahr‹, ›Das war einmal wahr‹, des ›Was andere glauben, sei wahr‹, des ›Wahr nur, wenn ich das tue‹, des ›Nicht wahr hier‹, des ›Was sie wollen, dass ich glaube, sei wahr‹, des ›Das wird

¹ Eibl 1995: 41. Unter Semantik werden im Anschluss an Niklas Luhmann relativ situationsunabhängig verfügbare Sinnverarbeitungsformen verstanden (Luhmann 1993: 19), die »im Verhältnis zur Gesellschaft [...] nicht beliebig variieren« (ebd. 17) können. Vgl. auch Eibl 1991 und 2000.

² Eibl 2004: 246.

³ Eibl 2007: 490.

eines Tages wahr sein«, des »Sicher ist es nicht wahr«, des »Was er mir erzählt hat«, des »Es scheint wahr auf der Basis dieser Behauptungen«, und so weiter und so weiter.«⁴

So entwickelt sich ein fein abgestuftes »System[] der Modalität von Aussagen«⁵, das den »naiven Realismus« der natürlichen lebensweltlichen Einstellung ergänzt. Gemeinsam ist allen Formen metarepräsentativer Kommunikation, dass der Sender sich von der Verantwortung für die Gültigkeit der Aussage distanziert.⁶ Karl Eibl spricht von »entpflichteter Rede«, deren vielfältige Funktionen er wie folgt zusammenfasst:

Generell kann man sagen: Die entpflichtete Rede ermöglicht es, über Dinge zu reden, über die man – aus den verschiedensten, trivialen wie erhabenen, Gründen – eigentlich nicht reden kann oder darf oder soll, über die man aber trotzdem reden will oder soll oder muß. Oder in aller Kürze: Die entpflichtete Rede ermöglicht Sprechen über Unaussprechliches, von der Trivialität unaussprechlicher Körperteile und Kleidungsstücke bis zu den unaussprechlichen Geheimnissen der Mystiker.⁷

Das meta-repräsentative [...] Moment kann man sich geradezu graphemisch vorstellen: Man muß sich die jeweilige Rede in Anführungszeichen gestellt denken.⁸

Vor diesem Hintergrund lässt sich das rhetorische Ironiekonzept »Ausdruck des Gemeinten durch sein Gegenteil« als terminologische Fixierung einer bestimmten Variante entpflichteter Rede beschreiben: Angezeigt wird, dass die explizit mitgeteilte Proposition unter »inversen« Kontextbedingungen gültig wäre.

Das Gegenteilskriterium geht auf Quintilian (»contrarium ei quod dicitur intelligendum est«⁹) zurück, während Cicero zufolge nicht unbedingt das Gegenteil, sondern lediglich »etwas anderes« mitgeteilt wird (»quom alia dicuntur ac sentias«¹⁰). Da auf der Grundlage der weiter gefassten zweiten Definition keine Abgrenzung von Allegorie oder Übertreibung möglich ist, hält sich die neuere Forschung an Quintilians Begriffsbestimmung.¹¹ Wolfgang G. Müller zufolge setzt rhetorische Ironie »etwas Unverträgliches [...] für den eigentlichen Ausdruck«¹². Zwischen wörtlicher und übertragener Bedeutung besteht demzufolge ein »kontradiktorische[r] Widerspruch«¹³, nicht unbedingt jedoch ein polarer Gegensatz (z. B. Freund/Feind). Darüber hinaus muss Ironie signalisiert werden, da nur so eine

⁴ Eibl 2007: 490. Zitat im Zitat: Tooby/Cosmides 2006: 235.

⁵ Eibl 2004: 279.

⁶ Zur Fiktionalität siehe in diesem Zusammenhang Tooby/Cosmides 2006: 236.

⁷ Eibl 2004: 346.

⁸ Eibl 2004: 341. Zur »Gänsefüßchen-Semantik«, der Suspendierung aktuell nicht relevanter Bedeutungskomponenten durch typographische Rahmung des entsprechenden Ausdrucks siehe Klockow 1976: 236.

⁹ Institutio oratoria, IX, 2, 44.

¹⁰ De Oratore II, 67, 269.

¹¹ Eibl 1988: 358f.

¹² Müller 2000: 185.

¹³ Plett 1982: 77.

Abgrenzung von Täuschung und Lüge möglich ist.¹⁴ Die klassische Rhetorik behandelt intonatorische und gestische Ironiesignale im Zusammenhang mit der *pronuntiatio*. Sie unterscheidet Wortironie (*antiphrasis*) von längeren ironischen Redepassagen, bei denen anders als im Fall der *antiphrasis* kein semantischer Kontrast zwischen Wort und Kontext vorliegt, so dass die zugrunde liegende Intention (beispielsweise durch Übertreibung) kenntlich zu machen ist.¹⁵

Das rhetorische Inversionsmodell wurde im Hinblick auf antagonistisch strukturierte Interaktionskontexte wie Gerichtsverfahren und politische Auseinandersetzungen entworfen. Ironie dient hier als »Waffe der Parteilichkeit«¹⁶ und als Mittel der parodistischen Diskreditierung des Gegners. Da zwischen den Konfliktparteien ein symmetrischer Interessensgegensatz besteht und die jeweiligen gegnerischen Absichten bekannt sind, kann die uneigentlich formulierte Äußerung in der Regel problemlos per Inversion in die eigentliche gemeinte Aussage übersetzt werden.

Daneben thematisiert die rhetorische Tradition Ironie auch im Zusammenhang mit Verstellung und differenziert zwischen Simulation (Vortäuschen, Tun-als-ob) und Dissimulation (Verbergen, Tun-als-ob-nicht). Entsprechend lässt sich im Fall *transparenter*, also signalisierter Verstellung von Simulations- und Dissimulationsironie sprechen. Die neuere linguistische Forschung konzipiert Ironie als transparent *simulierte* Verstellung, mithin als Verstellung zweiter Stufe.¹⁷ Herkömmlicherweise wird dagegen in der Regel von (deklarierter) Simulation ausgegangen. Die Differenz zwischen transparenter und intransparenter Simulation gerät dabei jedoch zuweilen aus dem Blick, so dass es zu einer Vermengung von Ironie und Lüge kommt.¹⁸ Dies scheint der Kommunikationspraxis geschuldet zu sein, bei der mit Grauzonen und Übergängen zu rechnen ist, weil der Sender die Stärke der Ironiesignale reduzieren und damit die Decodierung hinauszögern kann.

Die Nähe zur Lüge hat dazu geführt, dass Ironie traditionell häufig im Kontext ethischer und religiöser Fragen thematisiert wird, wobei sich das Interesse auf die moralische Qualität der Motive für (transparente) Verstellung richtet.¹⁹ Den Bewertungsrahmen bilden dabei eindeutige und fraglos gültige Unterscheidungen wie christlich/heidnisch oder Tugend/Laster. Als Defensivstrategie der moralisch überlegenen, aber politisch und sozial schwächeren Partei gilt Verstellung als legitim, insofern sie zur Vermeidung von Sanktionen dient und sich mit ihrer Hilfe Zeit gewinnen lässt, bis die Machtverhältnisse günstiger liegen und die wahre

¹⁴ Weinrich 2000: 62.

¹⁵ Warning 1976: 418f. Ironie kann auch kontextuell signalisiert werden, etwa durch die Anwesenheit des Redegegenstandes, der die Unangemessenheit der diesbezüglichen Aussage offensichtlich werden lässt (Gießmann 1977: 416).

¹⁶ Lausberg 1960: 302.

¹⁷ Lapp 1992.

¹⁸ Siehe etwa Lausberg 1960: 447ff., dazu Müller 1989: 192.

¹⁹ Lausberg 1960: 448.

Meinung gefahrlos geäußert werden kann. Da für diesen Fall Traditionsbegriffe fehlen, hat Wolfgang G. Müller den Terminus ›inverse Hypokrisie‹ geprägt.²⁰ Während der Heuchler als ›Wolf im Schafspelz‹ (Matthäus 7, 15) eine gute Gesinnung simuliert, maskiert sich der ›umgekehrte‹ Heuchler als schlecht denkender Mensch und ›heult mit den Wölfen‹. Sobald Zweifel an der Zugehörigkeit zum guten Lager aufkommen, ist zu prüfen, ob der ›umgekehrte‹ Heuchler nicht nur scheinbar zur Gegenseite übergelaufen ist.²¹

Nicht Ironie, sondern Verstellung steht im Zentrum frühnezeitlicher Klugheitslehren für das Leben bei Hofe. Affektkontrolle, Simulation und Dissimulation werden hier als Machtgewinnungs- und -verteidigungsstrategien thematisiert. Die Aufklärung adaptiert und moralisiert diese Verhaltensregeln. Ihr gilt Verstellung als legitime Waffe gegen Verstellung, gegen Lasterhafte, die sich als Wölfe im Schafspelz entpuppen. Die zugrunde liegenden moralischen Dichotomien werden dadurch in ihrer Geltung nicht in Frage gestellt: »Mit der Einführung pragmatisch-politischer Techniken in die Redlichkeitsmoral soll deren Fundament, die Trennung zwischen guten und bösen Charakteren, zwischen Tugend und Laster, Schafen und Wölfen, erhalten bleiben«²².

Jüngerem Datum ist das ebenfalls im Kontext des rhetorischen Inversionsmodells diskutierte Konzept des ›unzuverlässigen Erzählens‹, das möglicherweise auf die ›dramatische Ironie‹ zurückzuführen ist. Gemeint ist ein Informationsrückstand fiktiver Figuren im Verhältnis zu Autor und Publikum, welche sich über die Köpfe der Figuren hinweg verständigen.²³ Ödipus ist blind für die wirklichen Umstände, sein gegen den Mörder des Vaters ausgesprochener Fluch trifft ihn selbst. Die davon abgeleiteten narratologischen Modelle basieren auf der Rahmung eines internen (z. B. Figurendialog) durch ein externes Kommunikationssystem Autor – Leser.

Der von Wayne Booth eingeführte Terminus ›unreliable narrator‹ bezeichnet fiktive (Ich-)Erzähler, an deren korrekter Wiedergabe und/oder Bewertung der Ereignisse Zweifel bestehen.²⁴ Die Forschung unterscheidet entsprechend zwischen mimetischer und normativer Unzuverlässigkeit.²⁵ Booth zufolge signalisiert der Autor eine absichtliche oder unabsichtliche Verzerrung des *discours*, deren Ursache Interessen, Triebe oder unzureichende kognitive und sprachliche Kompetenzen der Vermittlungsinstanz sein können. Aufgabe des Lesers ist es, die Erzählerrede einer ›Komplementärlektüre‹²⁶ zu unterziehen und womöglich die Wahrheit zu rekonstruieren.

²⁰ Müller 1989: 198.

²¹ Lausberg 1960: 448

²² Geitner 1992: 39.

²³ Paul 1978: 95–97.

²⁴ Booth 1983: 158f. Für einen Forschungsüberblick siehe Fludernik 2005.

²⁵ Martinez/Scheffel 1999: 102–104.

²⁶ Bauer 1993: 27f.

Diesem Ansatz zufolge zeichnet sich narrative Unzuverlässigkeit wie die rhetorische Ironie durch einen Widerspruch zwischen impliziter und expliziter Aussage aus. Martínez und Scheffel sprechen von einer Aufteilung der »doppelte[n] Botschaft der Ironie«²⁷ auf zwei Ebenen: Sender der wörtlichen, unzuverlässigen Botschaft ist der Erzähler, Sender der »eigentlich gemeinten« der Autor. Die Zuordnung zum Inversionsmuster ist allerdings fragwürdig, da Erzähler oft nur graduell von der Wahrheit abweichen. Die »richtige« Botschaft ist deswegen nicht zwangsläufig durch eine Umkehrung der »falschen« zu ermitteln. Überdies legt das rhetorische Modell eine problemlose Rekonstruktion des »impliziten Autors« (Booth) nahe, worunter die durch die *histoire* vermittelte Botschaft zu verstehen ist.²⁸ Die Zuschreibung einer »eigentlichen« Botschaft stellt jedoch immer eine Interpretationsleistung dar. Darüber hinaus unterliegt jede Erzählerrede perspektivischen und normativen Einschränkungen, so dass sich die Frage stellt, wann von einem zuverlässigen Erzähler gesprochen werden kann.

Dorrit Cohn beschreibt normative Unzuverlässigkeit als skalierbares Phänomen: Den einen Pol bilden dabei eindeutig als fragwürdig markierte, z. B. geistig behinderte Erzählerfiguren, den anderen Sprechinstanzen, bei denen keinerlei Anlass zu Skepsis besteht. Als Indikator von Unzuverlässigkeit fungiert dabei ein Widerspruch zwischen den Erzählerwertungen und dem axiologischen System der *histoire*: »A sense of discordance arises only when the narrator's normative views appear to clash in some manner with the story he or she tells.«²⁹ Für den empirischen Autor ergibt sich dabei die Möglichkeit, dem Leser die zweifelsfreie Identifikation von Unzuverlässigkeit leichter oder schwerer zu machen.

Friedrich Schlegels Umdeutung des rhetorischen Tropus markiert einen Einschnitt in der Begriffsgeschichte von Ironie.³⁰ Schlegel greift die im überlieferten Konzept angelegte Vorstellung auf, der Sinn ironischer Äußerungen »bewege« sich zwischen den Polen Affirmation und Negation. Im Gegensatz zur Tradition beschreibt er diese Bewegung als reversibel und stellt sie auf Dauer, so dass der Sinn zwischen den Polen Affirmation und Negation oszilliert und nicht mehr auf einer der Seiten »einrastet«.

Eine zentrale kommunikative Funktion frühromantischer Ironie ist die Relativierung einseitiger Standpunkte und die Vermeidung von Eigensinn und Engstirnigkeit, indem im Gespräch versuchsweise eine Gegenposition bezogen wird. Im Rahmen der Salonkultur an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert überbrückt Ironie als geistige Flexibilität und »gesellige Tugend«³¹ der Urbanität (Weltläufigkeit) weltanschauliche und soziale Differenzen.³² Revisionsbereitschaft

²⁷ Martínez/Scheffel 1999: 101.

²⁸ Vgl. dazu Genette 1994: 286, 291 und Kindt/Müller 1999.

²⁹ Cohn 2000: 308.

³⁰ Zum Folgenden siehe Oesterreich 1994: 107–119.

³¹ Braungart 2004: 12.

³² Braungart 2004: 16.

und Einsicht in die Vorläufigkeit aktueller Positionen sind Schlegel zufolge gerade dort nötig, wo vermeintlich gesichertes und stabiles Wissen produziert wird: in der Philosophie. »Opfre den Grazien, heißt, wenn es einem Philosophen gesagt wird, so viel als: Schaffe dir Ironie und bilde dich zur Urbanität«³³.

Ironische Konversation zielt in der Regel auf Verständigung. Die gemeinsame Orientierung an »Gesellschaft, Umgang, Freundlichkeit und Liebe«³⁴ beugt einer ernsthaften Verunsicherung durch die Flexibilisierung des Sinns sowie einem Abgleiten der Ironie in sozial unverträgliche ›Willkür‹ und dogmatischen Relativismus vor. Allerdings stellt Schlegel auch die Exklusionsfunktion der Ironie heraus: Wer sich noch nicht ›zur Urbanität gebildet‹ hat und mit Unverständnis auf indirekte Redeweisen reagiert, schließt sich aus dem Kreis verständiger Kommunikationspartner aus. Für Schlegel ist es

ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, immer wieder von neuem glauben und mißglauben, bis sie schwindlicht werden, den Scherz grade für Ernst, und den Ernst für Scherz halten.³⁵

Diskriminierend wirkt Ironie, weil bestimmte Adressaten nicht zwischen Simulation und simulierter Simulation (Ironie) unterscheiden können: »Sie soll niemanden täuschen als die, welche sie für Täuschung halten«³⁶.

Dass exzessive Flexibilisierung eine unkontrollierbare Eigendynamik erzeugen und zu kognitiver Überlastung führen kann, thematisiert Schlegel vor allem im Zusammenhang mit der »Ironie der Ironie«³⁷. In diesem Fall wird die ironische Operation erneut auf ihr Ergebnis angewendet, so dass keinerlei ›eigentlich Gemeintes‹ mehr festzustellen ist. In der Folge droht die »Freiheit des ironischen Idealismus in die Notwendigkeit eines Ironiezwangs umzuschlagen«, weil »man nun permanent ›wider Willen Ironie machen muß«.³⁸ Das Ich läuft Gefahr, »sich selbst in einer haltlosen Fluchtlinie von unendlich ironisierbaren und letztlich gleich beliebigen Möglichkeiten zu verlieren«³⁹.

Aus gesellschaftsgeschichtlicher Perspektive lässt sich die frühromantische Konzeption auf die Umstellung von stratifikatorischer auf funktionale Differenzierung zurückführen.⁴⁰ Die Ausdifferenzierung operativ geschlossener gesellschaftlicher Teilsysteme wie Wirtschaft, Kunst oder Wissenschaft führt zur Pluralisierung sozialer Rollen. Der einzelne partizipiert an einer Vielzahl von Subsystemen und bildet entsprechende Teilidentitäten aus, über die als übergeordnete

³³ Schlegel 1967: 251.

³⁴ Schlegel 1967: 183. Dazu Braungart 2004: 18–20.

³⁵ Schlegel 1967: 160.

³⁶ Schlegel 1967: 160.

³⁷ Schlegel 1967: 369.

³⁸ Oesterreich 1994: 117.

³⁹ Oesterreich 1994: 118.

⁴⁰ Vgl. Eibl 1995: 44.

Koordinierungsinstanz ein ›Manager-Ich‹ disponiert. Weil keines der Teilsysteme für sich genommen personale Identität gewährleisten kann, gerät das Subjekt in ›Außenstellung‹ zur Gesellschaft. Karl Eibl bezieht den existentiellen Ironiebegriff Friedrich Schlegels auf diese ›Exklusionsindividualität‹:

Wenn [...] Individualität sich durch Exklusion konstituiert, wenn also alle gesellschaftlichen Rollen, Handlungs- und Sprecherrollen, den Status des Uneigentlichen zugesprochen erhalten, dann wird die rhetorische Grundkonstellation dramatisiert und radikalisiert und in eine neue Konstellation umgedeutet. Aus dem gelegentlich verwendeten Stilmittel der uneigentlichen Rede wird eine Lebenskonzeption uneigentlichen Rollenhandelns in heterogenen Subsystemen, deren keines mehr die Person als ganze integrieren kann.⁴¹

Schlegels hypertrophe Version moderner Individualitätssemantik gipfelt in der Vorstellung einer unbegrenzten kognitiven und emotionalen Automanipulation:

Ein recht freier und gebildeter Mensch müßte sich selbst nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern stimmen können, ganz willkürlich, wie man ein Instrument stimmt, zu jeder Zeit und in jedem Grade.⁴²

Schlegel knüpft diese existentielle Ironie an einen Enthusiasmus, der im Widerspruch zu der distanzierten Haltung zu stehen scheint, die das Subjekt zu den austauschbaren Stimmungen und Rollen einnimmt. Die Selbstmanipulation erreicht ihr höchstes Ziel erst dann, wenn das Ich vollständig, wenn auch nur vorübergehend, in der jeweiligen partikularen Daseinsform aufgeht:

Aber sich willkürlich bald in diese bald in jene Sphäre, wie in eine andere Welt, nicht bloß mit dem Verstande und der Einbildung, sondern mit ganzer Seele versetzen; bald auf diesen bald auf jenen Teil seines Wesens frei Verzicht tun, und sich auf einen andern ganz beschränken, jetzt in diesem, jetzt in jenem Individuum sein Ein und Alles suchen und finden, und alle übrigen absichtlich vergessen: das kann nur ein Geist, der gleichsam eine Mehrheit von Geistern, und ein ganzes System von Personen in sich enthält [...].⁴³

Der frühromantische Ironiebegriff präfiguriert (post-)moderne Lebens- und Kommunikationsmodelle des 20. Jahrhunderts. In Helmuth Plessners *Grenzen der Gemeinschaft* (1924) bezeichnet ›Ironie‹ eine individualistische Haltung der Rollendistanz und steht damit in Opposition zum ›sozialen Radikalismus‹ völkischer, marxistischer und lebensreformerischer Bewegungen der Jahrhundertwende. Da Ironie jegliche Meinung als transitorisch und standortgebunden erscheinen lässt, bildet sie die Antithese zu lebensphilosophischen und politischen Konzepten absoluter und unveränderlicher Überzeugung, die auf letztbegründete Wahrheiten rekurren, keinerlei Konzession erlauben und als hoch effektive

⁴¹ Eibl 1999: 58.

⁴² Schlegel 1967: 154.

⁴³ Schlegel 1967: 185.

soziale Bindemittel dienen. Inbegriff radikaler Gemeinschaftsideologie ist für Plessner die kollektive Kriegsbegeisterung am Vorabend des Ersten Weltkriegs.

Plessner interpretiert sozialen Radikalismus als Folgeproblem gesellschaftlicher Modernisierung: »Maßlose Erkaltung der menschlichen Beziehungen durch maschinelle, geschäftliche, politische Abstraktionen bedingt maßlosen Gegenwurf im Ideal einer glühenden, in allen ihren Trägern überquellenden Gemeinschaft.«⁴⁴ Spiegelverkehrt zur romantischen Relativierungsironie, die ein »prinzipielles oppositionelles Andersseinkönnen«⁴⁵ voraussetzt, beharrt die radikale Gemeinschaft auf dem »Soseinmüssen« von Person und Welt, blendet Kontingenz aus und strebt die »Vernichtung der gegebenen Wirklichkeit«⁴⁶ im Namen einer Ideologie an. Sie grenzt sich aggressiv von der Öffentlichkeit ab als dem »Inbegriff von Leuten und Dingen, die nicht mehr »dazugehören«, mit denen aber gerechnet werden muß«⁴⁷. Initiationsriten symbolisieren den Verzicht auf individuelle Differenz und Intimsphäre, so dass die Einzelperson »sozusagen mit Haut und Haaren, existentiell, nicht nur auf Treu und Glauben, in die Bindung eines überpersönlichen Lebens übergeh[t]. / An Verzicht auf letzte Reserve ist hier der Bestand des Lebensganzen geknüpft.«⁴⁸ Dem entspricht ein Kommunikationsideal restloser Expression, ein »Sich-los-lassen der Seele in den Ausdruck hinein«⁴⁹. Ironie, Unernst, Unverbindlichkeit und taktische Rücksichten gelten als zivilisatorische Entfremdungserscheinungen, »Ehrfurcht«⁵⁰ erscheint als einzig angemessene Haltung zum »Superunbezweifelbaren«⁵¹.

Die Leitunterscheidung Ironie/Gemeinschaft steht auch im Zentrum von Richard Rortys *Ironie, Kontingenz und Solidarität* (1989). Rortys Interesse gilt weniger der Gefahr einer Einschränkung persönlicher Freiheit durch das Kollektiv als der Frage, wie Ironie als skeptisch-relativistische Haltung zu ethischen und metaphysischen Normen und Gewissheiten mit einem demokratischen und liberalen Minimalkonsens zu vereinbaren ist.⁵² Idealerweise ist der Zweifel am »Superunbezweifelbaren« für ihn Privatsache einer schmalen Schicht individualistischer Intellektueller, die sich mit der westlichen Staats- und Wirtschaftsordnung abgefunden haben, aus nicht weiter ableitbaren Gründen »Grausamkeit« ablehnen und notfalls bereit sind, Pluralismus und Meinungsfreiheit mit Gewalt zu

⁴⁴ Plessner 2001: 29.

⁴⁵ Oesterreich 1990: 140.

⁴⁶ Plessner 2001: 17.

⁴⁷ Plessner 2001: 48.

⁴⁸ Plessner 2001: 45.

⁴⁹ Plessner 2001: 70.

⁵⁰ Plessner 2001: 70. Dort auch zur Ironie.

⁵¹ Luhmann 1998: 1122.

⁵² Zur Verschiebung der Bezugsprobleme von Faschismus und Arbeitslosigkeit hin zu »Habgier« und »Bevölkerungsexplosion« siehe Rorty 2001: 148. Zur Konzeption von Ironie als Zweifel an der Gültigkeit begrenzter (philosophischer) »Vokabulare« vgl. 127, zur demokratisch-liberalen Haltung der idealen »Ironikerin« siehe 149f.

verteidigen.⁵³ Den »Massen«⁵⁴ traut Rorty diese Haltung jedoch nicht zu, da er befürchtet, dass massenhafter Relativismus und Individualismus letztlich zu Entsolidarisierung führen. Was die Öffentlichkeit betrifft, hält er an verbindlichen Grundsätzen, »gemeinsame[n] Vokabulare[n] und gemeinsame[n] Hoffnungen«⁵⁵ fest, denn für ihn ist eine Kultur undenkbar,

die ihre Jugend so sozialisierte, daß diese Jugend ständig an ihrem eigenen Sozialisationsprozeß zweifelte. Ironie scheint ihrer Natur nach eine Privatangelegenheit. Eine Ironikerin im Sinne meiner Definition kann nicht auskommen ohne den Kontrast zwischen dem abschließenden Vokabular, das sie erbt hat, und dem, das sie für sich zu schaffen versucht. Ironie ist reaktiv, wenn nicht gar ihrem Wesen nach ablehnend. Ironiker brauchen etwas, woran sie zweifeln können, dem sie entfremdet sind.⁵⁶

Rortys Problematisierung des Verhältnisses von Ironie und Solidarität leitet zum Gegenstand der vorliegenden Arbeit über. Bevor nun untersucht wird, welche Rolle Modelle der Entpflichtung, der Inversion und des existentiellen Relativismus im Rahmen des Popdiskurses seit den 1980er Jahren spielen, sind die sozial-historischen und kulturellen Bezugsprobleme dieses Diskurses darzustellen.

⁵³ Rorty 1999: 128. Zur Frage der ›Wehrhaftigkeit‹ vgl. 87.

⁵⁴ Rorty 1999: 149.

⁵⁵ Rorty 1999: 147f.

⁵⁶ Rorty 1999: 150.

3. Normalisierte Abweichung: ›Massenboheme‹ in den 1960er/70er Jahren

Die folgenden Überlegungen setzen bei dem Einschnitt an, den die 1950er und 1960er Jahre in der deutschen Gesellschaftsgeschichte markieren. In groben Zügen wird der Modernisierungsschub skizziert, der zur Entstehung einer schichtübergreifenden und durch raschen Wandel gekennzeichneten ›Normalkultur‹ führt. Der Jugendkultur fällt dabei eine entscheidende Funktion zu, insofern die freizügige, von der englischsprachigen Popkultur beeinflusste Lebensweise von Heranwachsenden in Teilen der Gesellschaft auf positive Resonanz stößt und übernommen wird. Die Folge ist, dass jugendlicher Lebensstil beständig Gefahr läuft, seine Differenzqualität einzubüßen. Damit geraten Konzepte wie Gegenkultur und Underground, die auf ein statisches und antagonistisches Verhältnis zur Mehrheitskultur zielen, unter Plausibilitätsdruck und verfallen zunehmend einer jugendkulturinternen Kritik an Mitläufertum und Normalisierung, die der theoretisch ambitionierte Musikjournalismus der frühen 80er Jahre aufgreift.

3.1 »Angleichung ohne Gleichheit«

In der westdeutschen Gesellschaft vollzieht sich seit den 1950er und 1960er Jahren eine historisch beispiellose Anhebung des Lebensstandards und Angleichung der Lebensumstände der Bevölkerungsmehrheit. Das ökonomische Entwicklungstempo vervierfacht sich zwischen 1950 und 1970 und führt zu Steigerungsraten des Bruttosozialprodukts von jährlich 6,5 % im Durchschnitt.¹ Die damit einhergehende Tendenz zur Anhebung des Durchschnittseinkommens bleibt bis in die 70er Jahre stabil, so dass die mittleren Soziallagen überproportional anwachsen.² Hierzu trägt auch der beständige Zulauf von Arbeitern bei, die im industriellen Sektor keine Verwendung mehr finden.³ Die Zahl der Arbeiter sinkt seit 1945 von etwa der Hälfte der Erwerbstätigen auf 30,6 % im Jahr 2000. In den 60er/70er

¹ Koenen 2002: 71. Wehler 2008: 54.

² Wehler 2008: 122.

³ Hermand 1988: 28ff. Bell 1973. Wehler 2008: 58.

Jahren geht sie um 30 % von 13,1 auf 9,4 Millionen zurück.⁴ Dem entspricht ein auch durch den Ausbau der Staatsbürokratie verursachter Zuwachs bei den Angestellten, die bei Gründung der BRD lediglich 16 %, 1973 bereits 32 % und 1990 schließlich 42 % der Erwerbstätigen ausmachen.⁵

Hans-Ulrich Wehler bilanziert diese Entwicklung mit einer Formel Hans Haferkamps als »Angleichung ohne Gleichheit«⁶. Zwar ist eine Nivellierung sozialer Ungleichheit zu konstatieren, doch bleiben klassengesellschaftliche Strukturen erhalten, so dass weiterhin eine schmale Oberschicht von 1,7 % der Haushalte 74 % des Produktivvermögens kontrolliert.⁷ Dem stehen nicht nur die ärmsten 10 % der Steuerpflichtigen gegenüber, die 1995 netto nur den 28sten Teil des Einkommens der reichsten 10 % verdienen, sondern auch eine dauerhaft vom sozialen Aufstieg ausgeschlossene Unterschicht.⁸ Dennoch kann man von einem epochalen Wandel sprechen, denn noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde die Gesellschaft »zu mehr als vier Fünfteln durch die Unterschichten« dominiert; Not und Knappheit waren »nicht marginal, sondern normal«.⁹ Unstrittig ist, dass Klassenschranken und ökonomisch motivierte Konflikte in der Wohlstandsgesellschaft an Bedeutung verloren haben. Sozialstaatliche Umverteilung und tarifvertragliche Regelungen haben den ehemals zentralen Gegensatz zwischen Arbeit und Kapital entschärft und entscheidend zur Auflösung der »dichotomische[n] Polarisierung in zwei feindselig getrennte Klassenlager«¹⁰ beigetragen.

Dieser umfassende Homogenisierungsprozess wird auf der Ebene gesellschaftlicher Selbstbeschreibung in den 50er Jahren sogar noch überzeichnet. Die »gefühlte« oder »gewollte«, Sicherheit versprechende Zugehörigkeit zur gesellschaftlichen Mitte geht weit über die tatsächliche Angleichung hinaus:

Bereits am Ende der 50er Jahre wollten, wie die demoskopischen Umfragen ergaben, alle schon wieder als Bürgerliche gelten: die Freiberufler und die Selbständigen, die Beamten und die Angestellten; selbst Bauern und auch schon Teile der Arbeiterschaft drängten dorthin.¹¹

Die kulturellen Auswirkungen dieses Wandels lassen sich wie folgt umreißen: Auf der Basis annähernd gleicher sozioökonomischer Voraussetzungen und in Folge der Öffnung vormals abgeschotteter Klassenkulturen entsteht eine relativ homogene, schichtübergreifende »Normalkultur«, in der sich aufgrund des allgemeinen Zugangs zu materiellen und immateriellen Kulturgütern und Dienstleistungen einheitliche Vergleichsmaßstäbe herausbilden. Eine entscheidende Rolle spielt

⁴ Wehler 2008: 160.

⁵ Wehler 2008: 146.

⁶ Wehler 2008: 211.

⁷ Wehler 2008: 212.

⁸ Wehler 2008: 123.

⁹ Schulze 1992: 55.

¹⁰ Wehler 2008: 110.

¹¹ Wehler 2008: 140.

dabei die umfassende Streuung von Information durch Radio und Fernsehen. Bereits 1960 verfügen 38 % der Haushalte über ein TV-Gerät, 1965 die Hälfte, 1969 84 %, 1978 95 % und 1989 99 %.¹² Seit dem Auftreten privater Anbieter in der zweiten Hälfte der 80er Jahre weitet sich der Programmumfang beträchtlich aus. Dem einzelnen ist es in nie dagewesenem Ausmaß möglich, seinen Lebensstil ins Verhältnis zur Bevölkerungsmehrheit zu setzen. Der Radius sozialer, ethischer und lebensästhetischer Vergleichsmöglichkeiten weitet sich aus, so dass eine Verständigung über Akzeptabilitätsgrenzen von Verhalten wie über den distinktiven Wert käuflicher Produkte und Dienstleistungen in einem tendenziell universalen gesellschaftlichen Rahmen möglich wird. Zugleich steigt aufgrund der Verfügbarkeit insbesondere nicht überlebensnotwendiger Produkte wie etwa Kosmetikartikel die gesellschaftliche Relevanz geschmacksbedingter Entscheidungen. Dies wird als Freiheitsgewinn, aber auch als Selektionsdruck erfahren, denn selbst wer sich der Auswahl verweigert, »weiß doch immerhin, dass er die Möglichkeit dazu hätte«¹³. Darüber hinaus erhöhen sich die Anforderungen an das ›Selbstmanagement‹ des einzelnen, der sich als Erwerbstätiger keine spontane Wunscherfüllung und Triebbefriedigung erlauben kann, während ihm als Konsument das Gegenteil abverlangt wird.¹⁴

Das gesamtgesellschaftliche kulturelle Vergleichsfeld ist durch die Verteilung ökonomischer Ressourcen vorstrukturiert, weist aber keine unüberschreitbaren sozialen Grenzen auf. Die Oberschicht verliert ihr Privileg auf prestigeträchtige Güter. Man kann sich den Unterschied zu früheren Formen kultureller Differenzierung anhand der Automobilsierung seit den 50er Jahren vor Augen führen. Auch Angehörige der mittleren Klassen und Arbeiter können sich nun ein Auto leisten. Dabei hängt die Wahl des Modells zwar von der Preisklasse ab, doch auch mit einer kostengünstigeren Variante ist der Käufer Teil der herkunfts-, alters- und milieuunabhängigen Gruppe von Autobesitzern. Er kann sich mit anderen Kraftfahrzeughaltern vergleichen und seine Position auf einer Kosten- und Prestigeskala feststellen. Wehler tendiert dazu, den kompletten Lebensstil auf Herkunft und ökonomisches Kapital zurückzuführen und kulturelle Unterschiede primär als soziale Erkennungszeichen aufzufassen, die zur Reproduktion bestehender Ungleichheit beitragen.¹⁵ Allerdings schreibt er der Kultursphäre relative Autonomie zu.¹⁶ Im Rahmen des obigen Beispiels ließe sich dies daran veranschaulichen, dass Autos derselben Preisklasse sich hinsichtlich ihrer Sportlichkeit oder Umweltverträglichkeit unterscheiden, so dass die Entscheidung für ein bestimmtes Modell milieu- und altersspezifische sowie individuelle Geschmackspräferenzen spiegeln kann. Als Zwischenfazit ist festzuhalten, dass

¹² Wehler 2008: 79, 396. Glaser 1997: 461.

¹³ Schulze 2000: 57.

¹⁴ Bell 1991: 10.

¹⁵ Wehler 2008: 211.

¹⁶ Wehler 2008: 78.

sozioökonomische Homogenisierung sowohl die Vergleichbarkeit von Lebensstilen, Werten und Präferenzen fördert als auch die Grundlage für eine Pluralisierung und Feinabstufung kultureller Unterschiede bildet.

3.2 Flexibilisierung

Aus theoretisch anspruchsvollerer Perspektive lässt sich der von Wehler als »Angleichung ohne Gleichheit« beschriebene Modernisierungsschub mit Jürgen Link als Normalisierungsprozess oder *mainstreaming* fassen. Die »Herstellung grob gesehen glockenähnlicher Verteilungen von Wissen, Einkommen, Wahlverhalten usw. auf der Basis von Verdattung und kompensierender Intervention«¹⁷ erreicht in den Nachkriegsjahrzehnten ein Ausmaß, das ähnliche Tendenzen im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert weit in den Schatten stellt. Die oben mit Zahlen belegte »Einkommensverteilung mit einem glockenartigen Bauch in der Mittelzone und dem (angeblich) symmetrischen Abfällen an den beiden Seiten der sehr hohen und sehr niedrigen Einkommen« kann als »Modellsymbol der sozialen Normalität« gelten und stellt die Möglichkeitsbedingung einer Vielzahl von »Normalisierungen« in gesellschaftlichen Bereichen wie Medizin, Politik und Kultur dar.¹⁸ Zu den Voraussetzungen eines umfassenden *mainstreamings* zählen überdies Urbanisierung, Einbeziehung der Frauen in die Erwerbsarbeit, Enttraditionalisierung der Lebensmuster und Lockerung der Bindungen an Klasse, Familie, Religion und Region.¹⁹ Nur »atomisierte« Individuen lassen sich innerhalb homogener und graduierbarer Vergleichsfelder verteilen.²⁰

Hinzu kommt die technisch bedingte Ausweitung medialer Vergesellschaftung. Auf dieser Grundlage multiplizieren sich Möglichkeiten der »Selbstnormalisierung«. Darunter ist die Selbstverortung auf »imaginäre[n] Normalitätsachsen bzw. Normalitätsflächen mit Mittellinien, Toleranzzonen, Normalitätsgrenzen und Zonen der Anormalität«²¹ zu verstehen. Das »eigentliche »Thema Nummer eins« aller Alltagsgespräche im Normalismus« kommt im Zeitalter elektronischer Massenkommunikation an: »die Frage, ob das, was X und Y gemacht haben [...], noch normal ist, gegebenenfalls gefolgt von impliziten oder expliziten *Distanzierungen*«. ²² Das Fernsehen versorgt die Menschen mit »Applikations-Vorlagen für Denormalisierungen«²³, auf deren Grundlage sie ihre Lebensführung gemäß allgemeiner Normalitätsvorstellungen adjustieren können. Exemplarische »De-

¹⁷ Link 2006: 43.

¹⁸ Link 2006: 27.

¹⁹ Dazu Siegfried 2006: 16.

²⁰ Link 2006: 329.

²¹ Link 2006: 352.

²² Link 2006: 352.

²³ Link 2006: 41.

normalisierungsgeschichten« wirken dabei abschreckend oder anziehend, je nachdem, ob die dargestellte Entfernung von der gesellschaftlichen »Mitte« eher als gefährliche Absonderung oder als Möglichkeit zu außergewöhnlichen und intensiven Erfahrungen erscheint.

Link zufolge wandelt sich seit den 1960er Jahren der Modus normalistischer Verhaltensregulierung. In der unmittelbaren Nachkriegszeit dominieren »proto-normalistische« Subjektivierungsformen, die Normalität auf der Basis vorab feststehender, eng gefasster und restriktiv gehandhabter Normen produzieren, das Verhältnis von Normalität und Anormalität als Diskontinuität modellieren und auf Außenlenkung, Manipulation und »Dressur« der Individuen setzen. Später etabliert sich ein »flexibler Normalismus«, der auf Basis nachträglich errechneter Durchschnittswerte, verschiebbarer Normalitätsgrenzen und breiter Toleranzzonen operiert, zur Expansion von Normalbereichen tendiert und die Subjekte zur Selbststeuerung anhält.²⁴ Die Flexibilisierung der Normalitätsgrenzen lässt sich anhand der veränderten gesellschaftlichen Einstellung zur Homosexualität demonstrieren: »Lange Zeit lag Homosexualität jenseits der sexuellen Normalitätsgrenze, bevor diese Grenze verschoben wurde.«²⁵ Mit der Durchsetzung flexibel-normalistischer Verhältnisse wächst die Toleranz für »lockere[s] In-sich-Zulassen von Exploration, Experiment, Spiel, *Ausstieg*, Androgynie, Homosexualität usw.«²⁶ Begrenzend und mäßigend wirkt demgegenüber die »»Gravitation« des Durchschnitts«²⁷. Zu große Entfernung vom Mittelmaß löst Angst oder Scham aus, wodurch eine Renormalisierung in die Wege geleitet wird. Bei exzessiver Denormalisierung droht »ein Umschlag in den Protonormalismus«²⁸: Die Expansionstendenz kehrt sich um, und an die Stelle breiter Übergangszonen treten binäre Dichotomien und Stigmagrenzen.

Für die Flexibilisierungsthese spricht eine Fülle historischer Daten. So verändern sich seit dem Ende der »Hochindustrialisierungsepoche«²⁹ in den 60er/70er Jahren die Formen der Vergesellschaftung durch Erwerbsarbeit. Anders als die »tayloristischen« und »fordistischen« Modelle standardisierter Industrieproduktion, die minimale Entscheidungsspielräume für die Arbeiter vorsahen und mit stetig verlaufenden Normalerwerbsbiographien korrelierten, ist Arbeit in der Dienstleistungs-, Angestellten- und Wissensgesellschaft mit der Bereitschaft zu Eigeninitiative, konstruktiver Kritik und Mobilität verbunden und begünstigt die Ausbildung einer flexiblen und selbstbewussten Geisteshaltung.

Vor diesem Hintergrund lassen sich die modernen Jugendsubkulturen seit der zweiten Hälfte der 50er Jahre als gesellschaftliche Avantgarde flexibler Normali-

²⁴ Vgl. Link 2006: 71.

²⁵ Link 2006: 40.

²⁶ Link 2006: 87.

²⁷ Link 2006: 354.

²⁸ Link 2006: 356.

²⁹ Wehler 2008: 58.

sierung deuten. Der »Möglichkeitsraum Jugend«³⁰, den die prosperierende westdeutsche Gesellschaft der nachrückenden Generation auf der Grundlage einer verlängerten Adoleszenzphase, der gestiegenen Produktion von Konsumgütern, der Ausweitung der Freizeitbudgets und des Ausbaus des Unterhaltungssektors bietet, wird zum Schauplatz mehr oder weniger ungewöhnlicher, auch irregulärer und gegen restriktive Verhaltensanforderungen verstoßender Lebensstile. Diese weichen »von einer enggeführten Normalität [der] Erwachsenenkultur« ab – »am deutlichsten in der 68-er Bewegung, die sich auch selbst als Gegenkultur verstanden hat.«³¹ Aus der historischen Distanz ist dieses Selbstverständnis als Gegenspieler der Gesellschaft zu relativieren. Jugendkultur übernimmt vielmehr eine Pilotfunktion in einem Modernisierungsprozess, der die Haltbarkeitsdauer von Wissen verkürzt und deswegen zu einer verstärkten Orientierung Erwachsener am Verhalten Heranwachsender führt – »vor allem im Freizeit-, Medien- und Konsumbereich [...]. Dementsprechend ist [...] Jugendlichkeit kein Wert mehr, der entwicklungspsychologisch an eine bestimmte Altersstufe gebunden bleibt, sondern ist zum gesellschaftlich allgemein akzeptierten Wert geworden«³².

Jugendsubkulturen lassen sich mit Link als »Enklaven an und um die Normalitätsgrenzen herum (Drogen, Alkohol, Promiskuität, sexuelle Abweichung, gewollte Arbeitslosigkeit)«³³ beschreiben. Massenmediale Berichterstattung ermöglicht die Imitation und Verbreitung solch »anormalen« Verhaltens. Die gleiche Funktion erfüllt die kulturindustrielle Massenproduktion von Konsumgütern, die den Nimbus »jugendlicher« Werte wie Risikofreude, Mobilität und Nonkonformismus tragen und jedem zahlungskräftigen Käufer zur Verfügung stehen. Der forcierte »Anti-Protonormalismus« und »Trans-Normalismus«³⁴ der 60er/70er Jahre, der ein »hierarchisches Verhältnis zwischen der jeweiligen Jugendkultur und der dominanten Erwachsenenkultur«³⁵ unterstellt, lässt sich somit als Beitrag zur Flexibilisierung und Liberalisierung einer Gesellschaft verstehen, welche die Folgen moderner Wachstumsdynamik zu verarbeiten hat.

3.3 Jugendliche als Schrittmacher des kulturellen Wandels

Jugendkultur erscheint aus dieser Perspektive als gesellschaftliches Testlabor für unkonventionelle, hedonistische und kritische Einstellungen und Verhaltensformen, die negativ auf den Kulturstil der Mittelschichten bezogen sind, sich gegen ein teils aggressives Beharren auf Uniformität richten und die Bevormundung

³⁰ Sander/Vollbrecht 1998: 192.

³¹ Sander/Vollbrecht 1998: 197.

³² Sander/Vollbrecht 1998: 205.

³³ Link 2006: 460.

³⁴ Link 2006: 22.

³⁵ Sander/Vollbrecht 1998: 197.

durch eine traditionalistische und paternalistische ›Offizialkultur‹ abzuschütteln versuchen. Sie tragen zur kulturellen Ausdifferenzierung und Entdogmatisierung einer Gesellschaft bei, die in »eingefahrenen, aber nicht mehr umweltadäquaten Verhaltensmustern«³⁶ zu erstarren droht und der sozioökonomischen Entwicklung hinterherhinkt.

Während der Restaurationsphase waren die dafür nötigen Spielräume sehr eng gesetzt, da »[a]lle Kräfte [...] auf die Wiederherstellung der Normalität, auf Wiederaufbau und materielle Absicherung«³⁷ gerichtet waren. Seit der zweiten Hälfte der 50er Jahre nimmt der Import englischsprachiger Popkultur zu. Jazz, Dixieland, Rock and Roll und Beat finden immer mehr Anhänger. Etwa zeitgleich etabliert sich ein investigativer Journalismus, der dem mündigen Bürger verpflichtet ist, die Konfrontation mit rechtskonservativen Strömungen sucht und auch vor scharfer Kritik an Staatsvertretern nicht zurückschreckt, wie die *Spiegel*-Affäre im Jahr 1962 zeigt.³⁸ Neue, auf die Bedürfnisse und Interessen von Jugendlichen und Jungerwachsenen zugeschnittene Zeitschriften werden gegründet, die eine freizügige Sexualmoral, Konsumbereitschaft, Infragestellung rückständiger, noch faschistisch geprägter Einstellungen und die Abwendung vom herrschenden Utilitarismus propagieren. ›Postmaterialistische‹ Werte wie Selbstverwirklichung und Ausweitung der politischen Partizipationsmöglichkeiten steigen im Kurs.³⁹ Besonders hervorzuheben sind *Bravo*, *Twen*, das von Autoren der später so genannten *Neuen Frankfurter Schule* (z. B. Robert Gernhardt, Eckhard Henscheid, F.W. Bernstein) belieferte Satiremagazin *pardon* sowie die antikapitalistische, anfangs von der DDR-Staatsführung finanzierte und in Studentenkreisen beliebte Zeitschrift *konkret*.⁴⁰

Vor dem skizzierten Hintergrund lässt sich ›1968‹ – die »phantasmagorische[] Weltrevolution« der »*jeunesse dorée* dieser Nachkriegsjahrzehnte«⁴¹ – als Kulminationspunkt eines lange vorher angelaufenen und sich selbst verstärkenden Liberalisierungstrends deuten. Die »nachholende Kulturrevolution« räumt das Entwicklungshemmnis einer restriktiven Konsum- und Sexualmoral beiseite und sichert damit

dem längst virulenten flexiblen Normalismus definitiv die kulturelle Hegemonie [...]: Seither gelten [...] etwa bestimmte normative Normen der katholischen Kirche wie das Zölibat oder das Verbot von Präservativen in der hegemonialen Kultur [...] als definitiv nicht mehr ›normal.«⁴²

³⁶ Dazu Luhmann 1992: 27.

³⁷ Sander/Vollbrecht 1998: 199.

³⁸ Wehler 2008: 272.

³⁹ Wehler 2008: 140.

⁴⁰ Siegfried 2006: 281ff.

⁴¹ Koenen 2000: 77.

⁴² Link 2006: 23.